



**Bericht zur
III. Tagung der 26. Landessynode
der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers
26. November 2020**

Kirche im Exil

„Warum verbirgst du dein Antlitz?“ - ein verzweifelter Psalmruf. Wo bist du, Gott? Es könnte unser Ausruf angesichts der aktuellen Lage sein. Dieser Psalm 44 ist geschrieben worden, als das Volk Israel im Exil war. Im 6. Jahrhundert vor Christus. Im Kampf zwischen der ägyptischen und babylonischen Machtpolitik gewinnt König Nebukadnessar und unterwirft Israel. Ein Teil der Oberschicht aus Israel wurde nach Babylon deportiert. Sie lassen zurück: den zerstörten Tempel und eine Stadt, die als Zion, ein Ort göttlicher Verheißung war, Jerusalem. Und sie erfahren, wie ein anderer Kult, ein anderer König, andere Gottheiten obsiegen. „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.“ (Ps. 137,1)

Der Untergang Judas und Jerusalems ist das zentrale Datum in der Geschichte Israels. Mit dem Untergang verbunden ist der Verlust von Tempel, Staat und Königtum, also von allen lokalisierbaren Kennzeichen religiöser und nationaler Identität. Das Datum ist ein geistesgeschichtlicher Wendepunkt.

Alte Ordnungen sind zerstört. Der religiöse Kultus am Tempel in Jerusalem ist abgebrochen. Festliche Gemeinschaft ebenso. Was ist aus den Verheißungen Gottes geworden? „Warum verbirgst du dein Antlitz?“ Als historische Darstellung findet sich wenig über dieses halbe Jahrhundert im Babylonischen Exil. Allerdings finden sich in den Schriften der Hebräischen Bibel, im Alten Testament, die in dieser Zeit entstanden sind, theologische Erkenntnisse. Es sind geistliche Betrachtungen über das Leben im Exil. Zuerst ist es Klage über den Verlust.¹ Und dann sind es die Anklage und die Arbeit an einer neuen Erzählung. Wie überlebt der Glaube in einer Zeit radikaler Anfechtung? Wie gelingt ein Leben in der Fremde, fern vom verheißenen Land, fern von den treuen Gewohnheiten, fern von den gemeinsamen

¹ Konrad Schmid in Jan Christian Gertz (Hg.), Grundinformation Altes Testament, Göttingen 2006,348.

Festen und Begegnungen? Im Exil verschieben sich Zeiten. Räume gehen verloren. Sie werden relative Größen, die sich anderen Kräften beugen müssen.

Ich spreche nicht von einem Strafgericht Gottes, welches mit dem Virus das Leben der Menschen bedroht. Dennoch können und müssen wir diese Zeit zum kritischen Nachdenken nutzen, so wie unsere Vorfäter und -mütter auch. Welche Fragen stellen sie, als sie sich im Exil befinden, was lehren sie uns? Die biblischen Autoren sind uns in diesen Wochen und Monaten mit ihrer Klage und Trauer nah. „Wie ist mir so weh, so weh! Ich winde mich. Mein Herz pocht in meiner Brust. Ich kann nicht schweigen; ... Niederlage auf Niederlage wird gemeldet.“ (Jer. 4,19f) Wie nah sind mir solche Klagen, wenn wir an Sterbende denken, die ohne regelmäßige Besuche von Angehörigen sind, an Kinder, die ihre Kontakte und Begegnungsräume verlieren, an wirtschaftliche Existenzen in Not, an Verlust von Kultur, an Gemeinschaften, die sich auflösen und an ein Land, eine Welt, die um Zukunft ringt.

Ich glaube, wir befinden uns in einer Zeit des Exils. Die Coronakrise hat uns vertrieben aus einer gewohnten Welt. Einer Welt, die uns Heimat war. Mit allen Stärken und Schwächen, ja, in aller Unvollkommenheit und in ihren Halbheiten war sie unser Zuhause. Es geht nicht nur um äußere Räume, sondern auch um innere Orte. Es geht nicht nur um soziale Veränderungen, Verordnungen und rechtliche Einschränkungen, sondern auch um die geistige und geistliche Verortung. Und darin geht es um unseren Glauben und unsere Gemeinschaft. Ich muss ergänzen: Diese Situation ist nicht neu. Sie hat es immer wieder gegeben, wenn Wandlungen mit katastrophalen Veränderungen einherkamen. Für die Alten sind es Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und das Jahrzehnt danach. Als Gott „draußen vor der Tür“ blieb. Als Volk und Nation schäbig missbraucht wurden und Gewalt und Terror dem Menschen das Antlitz verzerrten. Wie schrieb Wolfgang Borchert in seinem Drama 1947 „Draußen vor der Tür“: „Wo ist denn der alte Mann, der sich Gott nennt? Warum redet er denn nicht! Gebt doch Antwort, warum schweigt ihr denn, warum?“

Aber auch eine andere, näher liegende Situation zeugt von einem Exil, deren Bearbeitung bis heute unser Land durchzieht. Die mentale Enteignung der Menschen in den neuen Bundesländern, die vor 30 Jahren durch die Eingliederung der DDR in die Bundesrepublik Deutschland ihre Heimat verloren haben. Die sozialen Welten und kulturellen Gewohnheiten veränderten sich radikal, wie immer sie auch gewesen sind, und in der Konsequenz zog eine kollektive Heimatlosigkeit durch unser Land. Bis heute hören wir von dieser mentalen Enteignung von Menschen und sind aufgefordert, uns ihr wieder und wieder zu stellen.

So beschreibe ich diese Wochen und Monate der Corona-Krise für mich als eine Zeit des Exils. Viele verwenden auch das Bild der Wüstenwanderung. Der mühsame Weg über eine Generation zwischen Verheißung und Anfechtung, in Folgsamkeit oder Widerstand, als es aus dem Exil in Ägypten ins Gelobte Land ging. Doch dieses Wüstenbild lebt aus der Vision eines gelobten Landes. Haben wir diese Vision? So bleibe ich schlicht beim Gedanken des Exils. Das Virus hat unser Leben erobert. Es forciert Ängste, puscht Panik und haftet Ungewissheit an unsere treuen Gewohnheiten. Der Kampf, zu dem Präsidenten und Ärzte aufrufen und für den kriegerische Worte gebraucht werden: „Wir werden siegen“, „Wir werden es vernichten“, ist entlarvend. Der Mensch wird die Natur niemals besiegen. Er wird sie einhegen, begrenzen, wenn es gelingt. Mehr nicht. Oder er zerstört die Schöpfung, was zugleich zur eigenen Vernichtung führen wird. Sind wir ohne Schuld in dieses Exil vertrieben worden? Die alten Antworten auf diese Frage stimmen nicht mehr. Aber hindert es uns, dennoch sehr selbstkritisch nachzudenken über das Leben, wie wir es führten?

Ich erlebe diese Zeit zuerst als einen Verlust. Ganz persönlich in seiner Ambivalenz. Verlust von Gremiensitzungen und Abendterminen, die mir eine andere Zeit mit meiner Familie schenkte. Und schmerzlich auch als ein Verlust von Nähe, Berührung, Kontakt. Vor allem aber verliere ich Bilder der gewohnten Normalität. Nur wenig ist noch planbar. Jeder Tag muss gefühlt neu erfunden werden. Dinge, die wie

selbstverständlich in unserer Gesellschaft waren und das Miteinander regulierten, sind fraglich geworden. Nähe wird zum Gefahrgut. Jeder ist verdächtig. Alte Rollenbilder scheinen durch Homeoffice und Homeschooling zurückzukehren und sich wieder zu verfestigen. Die gerechte Verteilung von Familien- und Erwerbsarbeit ist ausgebremst. Die sog. „Sorgeaufgaben“ in den Familien liegen noch mehr als sonst wieder bei den Frauen.

Es wurde beklagt: Wo ist die Kirche? Ist unsere Gesellschaft der Religion verlustig gegangen? In der Presse konnten wir wiederholt lesen, wie die Kirche zwar nicht „versagt“ habe, aber eben auch nicht ausreichend hör- und sichtbar gewesen sei. Wenn Kirchengebäude verschlossen waren, wenn Menschen ohne Besuche von Angehörigen oder Seelsorger*innen sterben - wo ist dann die Kirche? Sie stehe doch für einen „moralischen Kompass“ in unserem Land. Sie hat einen öffentlichen Auftrag. Sie beherbergt die Trosträume, bietet Formen der Begegnung. In den vergangenen Wochen hat sich diese erste Reaktion beruhigt. Ausführlich wird in den Medien inzwischen dargestellt, wie Mitarbeiter*innen der Kirchen Verantwortung übernommen haben, Gemeindeleben gestaltet, die Kirchen geöffnet, Gottesdienste gefeiert werden. Es wird so viel über die Kirche berichtet, wie seit langem nicht mehr.

Ausdrücklich möchte ich mich bei allen Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen für ihren unermüdlichen Dienst bedanken. Was innerhalb kürzester Zeit im März und April entstanden ist, verdient höchsten Respekt. So vieles, was abgebrochen war, wurde auf neuen Wegen ausgeglichen. Das allerdings gelang nur teilweise, weil die persönlichen Begegnungen reduziert werden mussten. Gleichzeitig kamen neue Zielgruppen hinzu, die sich durch digitale Angebote mehr angesprochen fühlten. Kirchliche Einrichtungen boten Materialien für Jugendarbeit und Konfirmandenunterricht an, schufen Eintagesveranstaltungen zu aktuellen Themen, berichteten über die Entwicklungen unserer Partnerkirchen.

Doch trotz aller Arbeit blieb lange das Narrativ lebendig: Wo seid ihr, Kirche? Noch immer erreichen mich Briefe mit diesem Tenor. Hinter diesem Ruf liegt aus meiner Sicht die Gottesfrage: „Warum, Gott, verbirgst du dein Antlitz, vergisst unser Elend und unsere Drangsal“. Die Anfrage an die Kirche ist eine Anfrage an Gottes Gegenwart. Exilzeiten, ob in der Geschichte Israels, in der Antike, ob im Mittelalter oder der Neuzeit, sie haben immer etwas gemeinsam: Es sind Zeiten mit empfundener Gottesferne. Und das mag sich in dieser Pandemie noch einmal verstärken, weil wir schon seit einer halben Generation nicht nur eine Krise der Kirchenmitgliedschaft und des Glaubens haben, sondern auch eine Gotteskrise. Die Wahrnehmung Gottes als einer transzendenten Größe, als einem Tröster und Erlöser ist in eine Krise gekommen. So befinden wir uns in einer Zeit, in der jeder Suche nach Orientierung eine metaphysische Heimatlosigkeit anhaftet. Diese Distanznahme hat eine längere Geschichte. „Aus der Minimalisierung des Kults folgte die Verinnerlichung des Verkehrs mit dem Höchstem, aus der Verinnerlichung die Privatisierung und aus der Privatisierung die Assimilation an profane Wirklichkeit. Der Rest ist Bildungschristentum.“ So beschreibt Peter Sloterdijk in seinem Buch *nach Gott* diese Lage. Die Sehnsucht bezieht sich nicht zuerst auf Gott, sondern auf eine Sehnsucht nach verlorenen Gebräuchen und dem verlässlich Gewohnten. Wie bekommen wir zurück, was uns genommen wurde? Was bleibt und was wird sich fortsetzen unter veränderten Bedingungen? Und wann werden wir endlich wieder im Vertrauten sein? Zeiten des Exils sind Zeiten großen Heimwehs. Und dabei ist es erst einmal völlig gleichgültig, ob das, was ich mit Weh-und-Ach vermisse, ein verlorenes Idyll war oder manchmal sogar ein Ort der Begrenzungen oder überkommener Gebräuche. Im Heimweh sehnt sich der Mensch nach dem Vertrauten. Wir leben aus den Wiederholungen. In ihnen versichern wir uns unserer kulturellen Identität. In den biblischen Geschichten lesen wir davon. Kulturelle Identität ist an Zeiten und Räume ebenso wie an Sprache und Geschichte gebunden. Und sie lebt immer in der Gemeinschaft, im Austausch mit Menschen, die Ähnliches teilen. Und zur Bewahrung dieser Identität braucht es Identitätsmarker.



Nicht durch Zufall wurde in der Exilzeit der Sabbat gepflegt. Der Sabbath war ein Schlüssel für die Gemeinschaft. Er ordnete in der Unordnung der Zeiten die Chronologie des Lebens. Jeder siebte Tag, so wie bei Gott, ein exklusiver Tag. Zusammen mit dem Brauch der Beschneidung wurde gewährt, dass die religiöse Identität Haftpunkte behielt und Zugehörigkeit beschrieb.

Welche Merkmale sind für uns Identitätsmarker? Mit teilweise sehr guter Resonanz auf digitale Angebote blieb der Gottesdienst ein Merkmal der Vergewisserung. Auch die lebendige Diskussion über das Abendmahl in Zeiten von Corona zeigte diese Suche. Doch die Lebensgewohnheiten hatten sich schon zuvor in unserer spätmodernen Gesellschaft verflüssigt, so dass der Gottesdienst nicht mehr die Chronologie bestimmte oder eine fixierte Form im Lebensablauf war, sondern jetzt häufig als „Praise in pyjamas“ irgendwann im Tages- oder Wochenlauf gefeiert wurde. Die Zeitordnung zerfällt. Manchmal hörte ich im Miteinander während des Lockdowns die Frage: Welcher Tag ist heute? Auch liturgische Formen, Haftpunkte einer traditionellen und geistlichen Ordnung, verändern sich, verwischen oder entfallen. Wir wissen noch nicht, was das bedeutet.

In der Spannung zwischen der Bewahrung des Gewohnten und dem Eingewöhnen in das Neue bleibt eine tiefe Verunsicherung: Wo bist du in all dem, Gott? Warst du nicht immer der Garant für das gleichbleibend Verlässliche? In diese Lage ruft der Psalm: „Wach auf, Herr! Warum schläfst du? Werde wach und verstoß uns nicht für immer!“ Für die meisten Menschen gehört eine, wie auch immer geartete, Sinnsuche, ein spirituelles Grundbedürfnis zum Leben. In Israel galt: Der Kult war der Ursprung von Kultur. Religiöse Weisung war nicht nur Richtschnur, sie war sogar der prägende Weg des rechten Verhaltens. Vermutlich noch schlummerte im Kult in der tiefen Verunsicherung die Suche nach Trost. Und es ist das merkwürdige Erlebnis, dass zwar das Leiden im Exil bestehen bleibt, aber das Exil gelebt werden konnte im Trost. Wir brauchen Trost, wenn der religiöse Ritus brüchig wird, wenn sich Moral erschöpft und die Sinnfragen in den Fragmenten gelebten Lebens keine Antworten mehr



erhalten. Deshalb war es so schmerzhaft, als zu Ostern, dem Fest des großen Auferstehungstrostes, die Kirchen nicht für Gottesdienste geöffnet wurden. Wir sind trostbedürftige Wesen und hören nicht auf, an den großen Fragen herum zu kauen. Wir brauchen diesen Trost, der uns gewiss macht, dass unser Leben einen Sinn hat und uns die unerträglich großen Fragen ertragen lässt.

Dieser Trost ergibt sich nicht in der Selbstbespiegelung. Jeder weiß, wie kurzzeitig die selbstinszenierten Tröstungen sind. Für diese Notlagen brauchen wir einen Imperativ. Die Aufforderung im wachen Zustand die Welt zu betrachten, wie sie ist und verantwortlich zu handeln. „Wach auf, Herr! Warum schläfst du? Werde wach und verstoß uns nicht für immer!“ Das ist ein Imperativ mit einer zweifachen Adresse. Er geht an uns und er geht an Gott: Wach auf!

Zuerst befreit er mich aus meiner Selbstbezüglichkeit. Wach auf! Es ist eine Aufforderung, im Leiden nicht zu ersticken, nicht zu versinken in den Widrigkeiten des Lebens, und sich nicht der Hoffnungslosigkeit zu ergeben. Natürlich, es ist wahr, jeden Tag bleiben Wünsche unerfüllt und Hoffnungen sind vergeblich. Jeden Tag schockieren uns Zahlenkolonnen und die Beschreibungen der Kollateralschäden der Einschränkungen. Die „neue Normalität“ wird fremd bleiben. Die Vorsicht, der Abstand, das Alleinsein. All das wird fremd bleiben, weil der befreite Mensch verantwortlich und zukunftsfröh sein Leben in die Gemeinschaft entwirft, selbst in der Gewissheit, dass er ein Sterblicher ist. Und er ist ein Wesen mit Seele und Leib.

Die Zeit des Exils ist zudem eine Zeit der Selbstbesinnung. Und in dieser Zeit werden Erzählungen neu geschrieben und Fixpunkte neu gesetzt. In der Exilzeit des Volkes Israel ist es die - durch den Untergang des Nordreichs bereits vorbereitete - Umprägung des Gottesbegriffs zur Ausprägung eines exklusiven Monotheismus „... kein Gott ist außer mir“ (Jes. 45,5). Alles ist vorläufig, veränderbar, kann genommen werden – außer Gott. Die Zeit des Exils ist eine Zeit der Erinnerung an das, was wirklich trägt. Wach auf, Herr! Warum schläfst du? Werde wach und verstoß

uns nicht für immer! Wir wecken uns, wir wecken Gott auf. Wir wissen um seine Leidenschaft, mit der er unser Leben begleitet hat. Dieses ist der Grund, warum im Exil immer wieder die alten Erzählungen heraufbeschworen wurden. Sie schufen und schafften einen Raum heilsamer Erinnerung. Darin konnten Verlusterfahrungen und unerfüllte Hoffnungen zur Sprache kommen. Aber darin konnte auch Einsicht in eigene Fehler und Schuld wachsen. Und es verband sich mit der Anklage bei den Propheten: Wo sind wir falsch gegangen? Viele Dinge, die uns schon länger ein Unwohlsein verursachten, schauen wir jetzt klarer an. Manche Dinge, von denen wir dachten, die bräuchten noch Zeit bis zum Wandel, entschwinden jetzt rasant, wie beispielsweise die absurde Vielfliegerei.

Unsere Kirchen werden sich beständig verändern. Das wird in der momentanen Exilsituation, die eine Ausformung des Profils herausfordert, immer deutlicher. Es geht um eine selbstkritische Betrachtung unserer Tradition und den Versuch sie - teilweise radikal - so zu übersetzen, dass sie als Richtschnur des Evangeliums in unserer Zeit verstanden wird. Vielleicht hilft uns darin sogar die Corona-Pandemie, weil sie schmerzhaft zeigt, in welchen Grenzen wir agieren und welche Möglichkeiten bisher zu wenig genutzt wurden. Das braucht Wagnis und Risikokomut. Viel vom bekannten Alten wird so schnell und radikal in Frage gestellt, wie wir es uns bisher nicht vorstellen konnten. Administrative Anpassungen und finanzielle Strategien zur Bewältigung werden nicht ausreichen. Wir sind noch nicht auf dem Weg in ein verheißenes Land, halten inne und überprüfen kritisch.

Grundrichtungen künftigen Handelns: Missionarisch, ökumenisch, nachhaltig

Wir sind auf dem Weg, die strukturellen Rahmenbedingungen abzustecken für die zukünftige Gestaltung der Kirche. Es sind vielversprechende Gedanken und wir haben in unserer ersten Sitzung im Februar schon am Aktenstück 4 und seiner Aufgabenstellung für die Landeskirche in den nächsten Jahren in einem kurzen Austausch gestanden. Klar ist, dass es Reduktion und Verschiebungen geben wird.

Noch klarer ist für mich allerdings bei den inhaltlichen Fragen, dass wir grundlegende theologische Überschriften brauchen für die Zukunft unserer Kirche, die sich quer durch alle Arbeitsbereiche und Gliederung unserer Kirche ziehen müssen. Nicht strittiges oder gar konkurrierendes Nebeneinander, sondern zuerst die Einigung auf das große Gemeinsame in unserem Profil sollte im Vordergrund stehen. Dabei sollten diese Querschnitte schon konkret mit inneren Grundrichtungen versehen werden, an denen das zukünftige Handeln sich orientiert. Ich nenne Ihnen drei dieser inneren Motoren in unserer zukünftigen Kommunikation des Evangeliums: Missionarisch, ökumenisch und nachhaltig. Weitere werden sich finden. Doch wir werden gezwungen sein uns in diesen Linien nicht zu verzetteln. Ich höre schon die Rufe, was alles auch noch aufgenommen werden sollte. Und genau darüber muss meines Erachtens der erste Streit ausgetragen werden. Denn nicht alles wird seinen Raum mit gleichem Anspruch finden. Schon in der Debatte um das Aktenstück 4 haben wir gemerkt, wie schnell sich der Fächer des „absolut Notwendigen“ weiter und weiter in die Unübersichtlichkeit öffnet.

In diesen Tagen vertiefen sich Ungerechtigkeiten, sowohl innerhalb unseres Landes als auch international. Ich bin sehr froh, dass es im Evangelischen Lutherischen Missionswerk (ELM) kontinuierlich in diesen schwierigen Zeiten eine Unterstützung und Pflege der ökumenischen Zusammenarbeit gegeben hat. Die Situationen in Brasilien oder Südafrika sind ganz andere als in unserem Land. Eine dramatische Lage im Gesundheitswesen und teilweise völlig andere Lebensbedingungen. Ein Wort eines Kollegen aus Südafrika brachte es auf den Punkt: Wir versuchen mit den Mitteln der Ersten Welt einer Pandemie zu widerstehen und werden scheitern.

Abstandsgebote und Hygienestandards sind in einem Township oder einer Favela überhaupt nicht einzuhalten. Dass es uns gelungen ist, 400 namentlich bekannte Familie in Syrien mit unseren Spenden zu unterstützen in unserer Partnerschaft zur NSSL, ist ein weiterer kleiner Schritt. Familien mit Kindern, die in einer der Flüchtlingschulen unterrichtet werden und sich im Libanon in einer enorm kritischen Lage befinden. Der Staat steht vorm Zerfall. Unsere Hilfe ist nur ein kleiner Tropfen.

Kinder und Jugendliche in der Pandemie

Am vergangenen Freitag war Internationaler Tag der Kinderrechte. Diese Tage führen uns vor Augen, was wir aus dem Blick verlieren im Sorgen um uns selbst. Nach Angaben der Organisation „Save the Children“ wächst jedes fünfte Kind weltweit in bewaffneten Konflikten auf. In den vergangenen Jahren haben sich die Lebensbedingungen für viele Kinder sogar noch deutlich verschlechtert: Die Zahl der Kinder, die in Konfliktgebieten leben, stieg von 415 Millionen im Jahr 2018 auf 426 Millionen 2019. Das sind erschreckende Zahlen. Die Coronakrise wird voraussichtlich für viele Kinder das Ende ihrer Schulzeit bedeuten: Als Folge von Lockdowns und anderer Einschränkungen, der Umnutzung von Gebäuden und der wirtschaftlichen Auswirkungen schätzt „Save the Children“, dass fast zehn Millionen Kinder weltweit nie wieder zur Schule gehen werden. Dies wird vor allem Mädchen betreffen und Kinder, die schon vor der Pandemie in Krisengebieten lebten. Wir müssen im Gespräch bleiben mit den politischen Verantwortlichen, mit Bundestagsabgeordneten und Politikerinnen auf allen Ebenen. Wenn die Weltgemeinschaft ihre Maßnahmen nicht anpasst, wird sich die durch die Pandemie gewachsene Hungerinzidenz verfestigen. Wenn wir über die Umsetzung des Klimaschutzkonzeptes diskutieren und es beschließen, dann ist das kein regionaler Beschluss, sondern es trägt bei zu einem globalen Geschehen. Die Zunahme von Naturkatastrophen und extremen Wetterereignissen zerstören Ernten und damit die landwirtschaftliche Infrastruktur in vielen Regionen dieser Erde. Am Ende der Folgenkette stehen die Kinder. Gerade die Länder, die es heute schon betrifft, sind fragil - mit Regierungen, die ohne externe Hilfe und globales Handeln keine wirksamen Maßnahmen ergreifen können.

Ich bin froh, dass in der Corona-Pandemie in unserer Kirche eine ganze Reihe von Initiativen entstanden sind, durch die Angebote für Kinder und Jugendliche aufrechterhalten werden können. Mit dem Projekt „LernRäume“ haben Kirchen, Landesregierung und Vereine ein freiwilliges, außerschulisches Bildungsangebot für Schülerinnen und Schüler geschaffen, die in der Pandemiesituation einer besonderen Unterstützung bedürfen. Kirchengemeinden, Vereine und Initiativen haben in den

Sommerferien begonnen, Orte anzubieten, an denen Kinder gemeinsam lernen können. Die Konföderation evangelischer Kirchen in Niedersachsen und die katholischen Kirchen hatten die Idee im Sommer 2020 angestoßen, zahlreiche weitere außerschulische Partner schlossen sich an. Finanziell gefördert durch das Kultusministerium, richten sich die „LernRäume“ vor allem an Kinder und Jugendliche, die durch Pandemie und teilweise eingeschränkten Schulbetrieb besondere Unterstützung benötigen. Projekte für Grundschulen existieren ebenso wie Selbstlernangebote für weiterführende Schulen.

Doch Kinder und Jugendliche sind mehr als Schülerinnen und Schüler. So bin ich sehr dankbar für die vielen Angebote, die in den Kirchenkreisen und Kirchengemeinden durch die Kirchenkreisjugenddienste, durch Diakoninnen und Diakone, Pastorinnen und Pastoren und viele Teamerinnen und Teamer seit Monaten aufrecht gehalten werden. Von Fortbildung über Andachten, Bibelarbeiten bis zu offener Jugendarbeit erstrecken sich die Veranstaltungen, die, wann immer möglich, in Realpräsenz, vielerorts aber digital und oft unter suboptimalen technischen Bedingungen durchgeführt werden. Dabei wird immer deutlicher, wie sehr Kinder und Jugendliche sich nach den Monaten digitalen Lernens nach realer Begegnung und Austausch sehnen. Besonders die Adventszeit wird herausfordernd werden, und ich danke allen in den Kirchenkreisen und Kirchengemeinden für ihre Ideen, Kinder und Jugendliche in dieser emotionalen Zeit nicht allein zu lassen.

Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Akteuren

Ein Weg der kirchlichen Präsenz war auch in den vergangenen Monaten die exzellente Vernetzung mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren und mit der Politik. Schon kurz nach Beginn der Corona-Pandemie zeichnete sich ab, dass es zu ethischen Entscheidungen kommen wird, die uns als Gesellschaft herausfordern. Die *Initiative Niedersächsischer Ethikrat*, an deren Einrichtung unsere Kirche federführend mitgewirkt hat, legte vor einigen Tagen ein Papier vor, welches in präziser Weise die Herausforderungen beschreibt, vor denen wir stehen. Es wirken in dieser Initiative

zusammen die Niedersächsische Ärztekammer, Evangelische und Katholische Kirche, Thela Wernstedt als Mitinitiatorin. Sie haben einen Kreis von Expertinnen und Experten versammelt, welche durch Anhörungen und einen intensiven Diskurs Leitlinien formulieren und zentrale Fragestellungen erörtern. Das aktuelle Papier vom 16.11. nimmt besonders junge Menschen in dieser Krisensituation in den Blick. Ich zitiere „Corona ist einerseits Krankheit und Lebensbedrohung, und andererseits eine immense gesellschaftspolitische Herausforderung. Das Krankheitsgeschehen konfrontiert uns mit dem, was unverfügbar und menschlichem Handeln entzogen ist. Zudem erleben einige Menschen die staatlichen Verfügungen und Verordnungen als ein nicht durch sie beeinflussbares, sondern über sie hereinbrechendes Geschehen. Das provoziert Widerstand gegenüber den staatlichen Maßnahmen oder die Leugnung von deren Anlass. Folglich muss in den politischen und gesellschaftlichen Debatten über gute Perspektiven für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene für die Einsicht geworben werden, dass es die eine Lösung für alle Herausforderungen nicht gibt und solche grundlegenden Ambivalenzen einen konstruktiven Umgang erfordern. So besteht eine Spannung zwischen dem gebotenen Schutz von physischem Leben und der daraus folgenden Belastung im sozialen Leben, vor allem dem seelischen Erleben von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ... Die Frage, die gemeinsam zu beantworten ist, lautet: Wie stark kann und muss zum Schutz des Lebens Lebendigkeit reduziert werden, ohne dass dies zu einem lebensgefährlichen Lebensschutz zu werden droht?“ Sie haben den Text zusammen mit diesem Bischofsbericht per Mail erhalten. Er steht ebenfalls unter www.ethikrat-niedersachsen.de. Ich empfehle ihn sehr zur Lektüre.

Neben der Initiative Niedersächsischer Ethikrat ist mit unserer Hilfe das Bündnis *Niedersachsen hält zusammen* entstanden, in welchem neben den Gewerkschaften, dem Unternehmerverband Niedersachsen auch die katholische und evangelische Kirche mitwirken. Zudem sind die Fraktionsvorsitzenden des niedersächsischen Parlaments sowie Vertretende der kommunalen Spitzenverbände involviert. Einige Kirchengemeinden, Kirchenkreise und evangelische Einrichtungen sind bereits



Bündnispartnerinnen in dieser Allianz, die den Zusammenhalt unserer Gesellschaft in diesen schwierigen Zeiten in den Vordergrund stellt. Eine besondere Aktion, die innerhalb der Bischofkanzlei vor wenigen Tagen spontan entstand, ist *#Niemand bleibt allein*. Wir haben in kürzester Zeit mit der Geschäftsstelle des Bündnisses in der Staatskanzlei und vielen Freundinnen und Freunde innerhalb und außerhalb unserer Landeskirche eine Broschüre erstellt, die sich nicht nur an ältere Mitbürgerinnen wendet, sondern auch Studierende oder Eltern im Homeoffice ansprechen und sie mit Anschriften, Telefonnummern und kleinen Texten in diesen schwierigen Tagen in Einsamkeit und Sorge begleiten soll. Besonders die Kirchengemeinden unserer Landeskirche haben positiv und schnell auf das Angebot reagiert. Mittlerweile sind wir bei einer Auflage von 190.000 Broschüren, die u.a. mit Gemeindebriefen in die Haushalte gehen. Die digitale Datei haben wir Ihnen gestern mit diesem Bericht zugeschickt. Sie finden Sie auch unter www.niedersachsen-hält-zusammen.de.

Ich könnte noch zahlreiche Beispiele nennen, in denen dieses zivilgesellschaftliche Engagement vorrangig im Sozialraum der Kirchengemeinden stattgefunden hat und stattfinden wird. Neben den Kirchengemeinden, die vorrangig Trägerinnen dieser Sozialpartnerschaften vor Ort sind, ist es vor allem auch die Diakonie in Niedersachsen. Sie hat vor wenigen Tagen ein Sozialprogramm für Niedersachsen gefordert und dazu ein Positionspapier „Niedersachsen – sozial und gemeinsam“ veröffentlicht. Hans Joachim Lenke, Vorstandssprecher der Diakonie in Niedersachsen, schreibt: „Soziale Unterschiede treten durch die Corona-Pandemie noch schärfer und deutlicher hervor. Die Gefahr ist groß, dass die Gesellschaft künftig stärker in Arm und Reich gespalten wird und die Corona-Krise sich zu einer Armutskrise auswächst. ... Deshalb brauchen wir neben dem umfassenden Konjunkturpaket ein Sozialprogramm, das ein positives Zukunftszeichen setzt. Wir wünschen uns eine zielführende Diskussion, wie Menschen, die von den Auswirkungen der Krise besonders betroffen sind, unterstützt werden können?“ Auch dieses Positionspapier wurde als Anhang zu diesem Bericht versendet. Sie finden es auch auf www.diakonie-in-niedersachsen.de.

Ich bitte Sie als Mitglieder der Landessynode und alle Verantwortlichen in den Kirchenkreisen, Kirchengemeinden und den Einrichtungen, diese Zusammenarbeit mit außerkirchlichen zivilgesellschaftlichen Vertreterinnen und Vertretern in diesen Monaten verstärkt zu suchen. In dieser Pandemie sollten wir als Kirche alles tun, um mit Ideen, Räumen, Kooperationen und Allianzen zu unterstützen. Sie zeigen, wie wir als Kirche mit unserem Sozialkapital unsere Gaben für das Gemeinwesen eingeben. Ich bin sicher, wir werden dabei hilfreiche Verbindungen entdecken, die uns über die momentane Situation hinaustragen werden.

Mehr als Kontingenz- und Krisenbewältigung

Ich möchte zum Schluss einen Gedanken anfügen, der mich in diesen Tagen ins theologische Nachdenken treibt. In der politischen Hierarchie belegt in dieser Zeit die Gesundheit den Spitzenplatz, dicht gefolgt von der Wirtschaft und der Bildung. Andere Bereiche, und darunter auch die existentiellen religiösen Fragen, fielen aus dem Fokus der gesellschaftlichen Betrachtung heraus. Keine Systemrelevanz! Für mich ist es das Unwort des Jahres 2020. Ich höre jetzt die Stimmen, die mir widersprechen, mit dem Hinweis auf alles das, was getan worden ist und wieviel, zumindest nach einigen Wochen, in der Corona-Pandemie über kirchliche Angebote berichtet worden ist. Doch was wir von Anfang an getan haben, war vorrangig orientiert am Schutz der Bevölkerung und der Begleitung der verletzlichen und sorgenden Menschen. Das war und ist notwendig und richtig. Dennoch liegt darin auch eine Gefährdung. Die Botschaft, welche die Kirche verbreitet, ist nicht einzig die Nächstenliebe und die diakonische Haltung der Barmherzigkeit. Ein Wiener Theologe schreibt dazu: „Sie feiert Mysterien und befriedigt keine Bedürfnisse. Sie reißt einen Horizont auf, der die Angst um das nackte Überleben überschreitet, und leitet zu einer Lebenskunst an, die hilft, mit Verletzlichkeit und Sterblichkeit umzugehen.“ (CiG Nr.47/2020, 520) Eine beeindruckende Geste, die wir dazu gesehen haben, war der Karfreitagskreuzweg von Papst Franziskus auf dem Petersdom. Diese Ambivalenz, dass unser Glauben nicht nur Kontingenz- und Krisenbewältigung ist, sondern uns in der Nachfolge Christi leben und sterben lässt, fordert mich immer wieder heraus. Das war auch der Grund,

eine gemeinsame Erklärung der Leitenden Evangelischen und Katholischen Geistlichen in Niedersachsen zu veröffentlichen, in der neben unseren Aufgaben im Schutz der vulnerablen Gruppen, also für alte und junge Menschen, unser Gottesdienste als das zentrale Element kirchlichen Handelns aufgeführt worden sind. Und es war auch der Grund warum wir am Ewigkeitssonntag, dem katholischen Christkönigsfest, einen Gedenkgottesdienst für die Verstorbenen im Hildesheimer Dom feierten. Die Einpassung in die Gegebenheiten, Wertvorstellungen und Haltungen dieser Welt sind uns so selbstverständlich, dass wir in der Gefahr leben, blind zu werden für den Riss, der mit der Botschaft Christi durch diese Welt geht. Einer der schmerzvollsten und dennoch notwendigen Gedanken, der mit der Nachfolge Jesu zusammenhängt, ist die Relativierung unseres Lebens selbst. Nicht das individuelle Heil in dieser Welt war die Botschaft, der die junge Christengemeinde gefolgt ist, sondern sie folgten der Heilsgeschichte, dass Christus wiederkommt und diese Welt erlöst. Dieser Gedanke lebt jeden Sonntag in den viel-hundertfachen Gottesdiensten in den Gemeinden. Unser Leben als sterbliches und verletzliches bleibt ein vorläufiges. Eines, das sich auf dem Weg befindet in die kommende Welt, von der Gott uns verheißen hat. Der Beginn dieser Geschichte steht uns im Ritus wieder unmittelbar bevor: Sie beginnt mit der Feier des 1. Advents als Hinführung zur Menschwerdung Gottes. Auf diesem Weg gehen wir.

Halleluja

Evangelische Jugend

Bei einer Podiumsdiskussion in Osterholz-Scharnbek unter der Moderation von Superintendentin Jutta Rühlemann habe ich vor wenigen Wochen auch mit jungen Erwachsenen über die Corona-Pandemie und ihre Auswirkungen auf die Jugendarbeit diskutiert. Mit dabei war Jens Klemm, 19 Jahre alt und hoch engagiert, seit seiner Konfirmation in der evangelischen Jugend. Teamer im Konfirmandenunterricht, Mitarbeit in der Kinderbibelwoche. Nebenbei hat er die D-Prüfung an der Orgel abgelegt und ist Mitglied in der Kirchenkreissynode. Er hat mich, zusammen mit der



neuen Kirchenkreisjugendwartin Jana Eckert, beeindruckt. Die Klarheit und Souveränität, mit der Jens Klemm für die Anliegen der jungen Erwachsenen sprach, nahm mir einmal mehr die Sorge um die Zukunft unserer Kirche. Ein Dank und ein Halleluja an alle Mitarbeitenden der Evangelischen Jugend in unserer Landeskirche.

Pilgerandacht trotz Corona

Vor zwei Monaten habe ich an einer Pilgertour teilgenommen. Es war einer dieser warmen Septembertage, und es ging von der Markusgemeinde in Hildesheim zum Tosmarberg im Hildesheimer Wal, 320 Meter hoch, mit einer prächtigen Aussicht. Andachten zwischendrin und ein Open-Air-Gottesdienst am Schluss. Viele waren verantwortlich. Derjenige allerdings, der hartnäckig auch in diesen Coronazeiten an einer solchen Pilgertour festhielt, war Martin Ermer. Er war lange Zeit Kirchenvorstandsvorsitzender in der Markusgemeinde und hatte vor zehn Jahren dafür gesorgt, dass es dieses Gipfelkreuz überhaupt gibt, mit einem Gipfelbuch, Ruhebänken - ein spiritueller Ort. Seitdem veranstaltet er diese Pilgertour, Jahr für Jahr, auch in Coronazeiten. Für dieses Engagement ein Halleluja.

Palliativpflege

Im Zusammenhang mit meinen Äußerungen über das Bundesverfassungsgerichtsurteil zum assistierten Suizid im Februar 2020 habe ich in den vergangenen Wochen viele Gespräche geführt. Unter anderem auch mit Vertretenden der Palliativpflege im Diakovere Friederikenstift in Hannover. Das Gespräch mit der Pflegefachkraft Sylke Bargheer (PDL Palliativstation und stationärer Palliativdienst) hat mich beeindruckt. Seit dem ersten Tag der Palliativpflege im Friederikenstift gehört sie zum Team. Sie hat Erfahrungen gesammelt von den ersten Tagen dieser seinerzeit noch eher unbekanntem und unüblichen Form der Patientenbetreuung bis zum heutigen anerkannten Status. 50 Prozent der Arbeitszeit gilt mittlerweile der Betreuung der Angehörigen. Palliativstationen sind keine Sterbeorte, auch weil viele Betroffene die Station verlassen und zuhause sterben können (begleitet durch stationär eingeleitete Palliativ-Pflege zur Steigerung der



Lebensqualität). Wie Sylke Bargheer von ihrem Dienst sprach, in der Treue und Verteidigung des Lebens und in der Hilfe im Sterbeprozess, hat mich bewegt. Für sie und alle, die in diesem Dienst stehen, ein Halleluja.